Pol. civ.
55

Pol. Civ. 55.

<36608216370014

<36608216370014

Bayer. Staatsbibliothek

Die

Unschädlichkeit

des

Luxus unsers Zeitalters

und dessen

zweyseitiger Einfluß auf den Staat

die Handlung und die Sitten.

R

Aus Beyspielen voriger Zeiten erwiesen

von

Christian Gottlob Gründler

Kaufmann in Berlin.

Berlin, 1789.
bei Friedrich Maurer.

Sr. Königl. Hoheit

Friedrich Wilhelm

Kronprinzen von Preußen.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Durchlauchtigster Kronprinz

Gnädigster Prinz und Herr!

Ew. Königl. Hoheit haben meine bisherigen geringen Arbeiten, stets mit so herablassenden Beyfall begnadigt, daß ich es wohl kühn wagen darf, Höchstdenenselben

„gegenwärtige Abhandlung in Unterthänigkeit zuzueignen.

So, wie mein Eigennutz nie die Triebfeder zu jenen war, so habe ich auch hier lediglich die Absicht

„eine

„eine Beurtheilung des Luxus, wel-
„cher gegenwärtig mehr als jemals zwey-
„deutig und streitig ist, und als Vorbote
„des Wohls oder des Untergangs eines
„Staats, je nachdem Interesse oder
„Beurtheilungskraft diese Meynung er-
„zeugen, nach Möglichkeit auseinander
„zu setzen.

Mit tiefster Ehrfurcht ersterbe ich

Ew. Königl. Hoheit

Berlin,
am 1sten Jan. 1789.

unterthänigster Knecht
der Kaufmann Gründler.

Vorbericht.

Man erwarte in dieser Abhandlung nicht den jezt herrschenden Modeton einer beißenden Schreibart, obgleich die vorliegende Materie wohl einen der reichhaltigsten Stoffe dazu liefern könnte.

Satyrische Schriften haben nicht immer viel Nutzen geschaft, sie reizten oft den Ehrgeiz dessen, den sie trafen vielmehr zur Beharrlichkeit in seinen Grundsätzen, und erbitterten, anstatt, daß sie im sanftern Tone bessern könnten.

Unser, ewige Veränderungen liebender Geschmack, hat beynahe alle litterarische Ver-

gnügungsarten durchgekostet, und so mußte nun freylich auch die Reihe an die Satyre kommen; sich aber Jahre lang darin herumwälzen, zeigt eben nicht Aufklärung, auf die man doch durch diese Spiele des Witzes gewöhnlich Anspruch machen will.

Unter die unzählichen Widersprüche im Menschen gehört auch dieser, daß er Wahrheiten in ihrer Evidenz anerkennet, ohne sich darnach zu richten, ohne darnach zu handeln. Temperament, Stimmung des gegenwärtigen Augenblicks, und Ausbildung oder Verdorbenheit erzeugen, wie bekannt, alle unsere Handlungen, sie seyen nun gut oder böse. Ein Mann von Kopf und gutem Herzen, der fähig ist, jede, auch die kleinste Handlung bis auf den Grund zu durchschauen, wird kein Temperamentsprodukt im beissenden Ton des Satyrs erzählen, er wird vorher unterscheiden, ob ein gutes oder ein böses Herz eine Handlung hervor gebracht habe, die in der Folge schädlich wurde.

Die Handlung und Manufakturen stehen mit dem Luxus in so genauer Verbindung, daß jene in ihrer jetzigen vortheilhaften Lage, ohne einen verhältnißmäßigen Luxus nicht bestehen würden.

Diese Verbindung entschuldigt zwar auf der einen Seite, daß ich als Kaufmann diese Beurtheilung des Luxus in unserm Zeitalter unternehme, auf der andern Seite stelle ich mich wieder dem Argwohn bloß, daß ich bey dieser Beurtheilung, als Kaufmann, nicht ganz unpartheyisch seyn werde. Ein von Vorurtheilen freyer Leser wird auch hier den freymüthigen Gang finden, den ich als Schriftsteller immer zu nehmen gewohnt bin.

Die Urtheile von verschiedenen würdigen Männern, welche schon vor vielen Jahren ans Licht getreten sind, habe ich nach Erfordern benutzt, oder solche unverändert eingerückt; man forsche nun, in wie weit ich pflichtmäßig und unpartheyisch dabey zu Werk gegangen bin.

Ich kann dem beissenden Tadel ruhig vorübergehen, wie Bürger in seiner Fabel vom Recensentenhunde, jedem anräth.

Sollten Umstände die jetzige Lage der Sachen und Verbindungen dereinst verändern, so dürfte gegenwärtige Abhandlung wohl in einigen Nebensachen eine kleine Abweichung leiden.

Der Verfasser.

Wenn etwas schwer auseinander zu setzen ist: so ist es wohl der Begrif von dem Luxus, in Absicht seiner wahren Natur und Folgen, wegen der unzertrennbaren Verbindungen, worin jezt die Staaten des deutschen Reichs in Ansehung der Handlung stehen. Indessen rühret dieses nicht sowohl von der Dunkelheit und Unbegreiflichkeit der Sache selbst, als vielmehr daher, daß dieser Begrif mit so vielen verwirrten und sich widersprechenden Sätzen verwickelt ist, die von langen Zeiten her uns überliefert sind, und die man bisher ohne weitere Prüfung für Wahrheiten angenommen hat.

Daher kommt es, so viel auch zu allen Zeiten davon geschrieben und gesprochen worden, daß man nirgends eine recht deutliche Beschreibung des Luxus findet,

„in so fern sie auf die Menschen, nach
„ihrer Natur, und auf die Menschen,
„in

„in so fern sie in bürgerlichen Gesell-
„schaften leben, passen sollte.

Eine neuere kleine Schrift *) giebt uns noch eine der besten Erklärungen, nur mit wenigen Worten:

„Der Luxus bestehet nicht in dem Ueber-
„fluß der Dinge; sondern nur in dem
„Misbrauch derselben. Ein solcher Mis-
„brauch leget sich dadurch an Tag, wenn
„die überflüssigen Dinge auf Unkosten der
„nothwendigen und unentbehrlichen ge-
„braucht werden.

Der Lauf der Dinge aber zeigt uns an den meisten Orten in Europa, den Misbrauch der überflüssigen Dinge, auf Unkosten der unentbehrlichen.

Die Eitelkeit reißt die Menschen öfters dazu hin, daß sie lieber am Nothwendigen, als am Ueberflüssigen Mangel leiden wollen, und ein solcher Luxus ist überall schädlich.

Die Hauptursache von den vorerwähnten vielen unrichtigen Erklärungen vom Luxus war

wohl,

*) Retour du Philosophe. 8. Bruxelles 1772. pag. 13.

wohl, daß man sich blos theoretische Begriffe davon gemacht hatte, ohne darauf zu sehen, ob sie in der Folge Stich halten würden, oder, daß man nach besondern Veranlassungen gewisse Folgen einer falschen Theorie festsetzte, und nach dieser sein Urtheil ans Licht treten ließ.

Man suchte sogar durch eine strenge, aber im Grunde falsche Sittenlehre die Bedürfnisse der Menschen in die engsten Grenzen einzuschränken, so daß alles, was nicht zur höchsten Nothdurft gehörte, als, nach der Sittenlehre und einer gesunden Politik schädlich, abgeschaft werden müßte; man erkühnte sich, die Natur der Menschen umschaffen, und uns im achtzehnten Jahrhundert unsern ersten Eltern vor dem Sündenfalle gleich machen zu wollen.

So weit dehnte man sich aus, um einen Beweis für theoretische Grundsätze zu führen, die in ihrer ersten Entstehung schon falsch waren, und wovon nie ein anderer Beweis möglich ist, als der, daß sie falsch angenommen sind.

Zu allen Zeiten war der Luxus ein Gegenstand dieser Moralisten gewesen, und immer haben sie mit mehr Strenge als Einsicht wider ihn deklamirt. Sie richteten ihre Begriffe

nach dem Maßstabe der Sparsamkeit ein; in ihren Augen waren alle Arten des Luxus, sie mögen mit eigenen oder fremden Waaren getrieben werden, höchst schädlich, weil ihren Gedanken nach, die erstern, zum Absatze außer Landes erspäret, und die letztern, als unnöthig, entbehrt werden können. Sie gleichen den Oekonomen, die sich reich hungern, und die niemals wagen, in Hofnung eines künftigen Gewinnes, Geld auszugeben, und halten an ihren vorgefaßten Meynungen so fest, daß sie sich nicht einmal widersprechen lassen. Dieser Gegenstand deucht ihnen zu geringfügig und unwerth in gedruckten Schriften abgehandelt zu werden, weil es, nach ihrer Meynung nur so viel wäre, als wenn man zu der Zeit, wenn die Sonne vor uns stünde, die Gegenwart des Lichts beweisen wollte; kurz, sie halten ihre Gründe gegen denselben für so unbezweifelt, daß sie von keiner Seite einmal Widerlegungen vermuthen.

Die Zergliederungen ihrer Sätze und Beyspiele werden zeigen in wie weit sie Recht haben.

Andere hingegen halten grade das Widerspiel, und sehen den Luxus für das vornehmste Hülfsmittel der Stärke des Staats durch Beförderung der Gewerbe und des Verkehrs an; sie stehen daher in den Gedanken, daß je höher der Luxus, besonders mit einheimischen Waaren getrieben werden könne, einen desto größern Zuwachs müsse der Wohlstand, die Macht und das Ansehen des Staats erhalten.

Einige wenige haben noch den Mittelweg treffen wollen: sie begnügen sich aber mit Feststellung gewisser Regeln, ohne zu untersuchen, ob sie auf Gründen beruheten, die zu allen Zeiten unwandelbar wären, und also für erwiesene Wahrheiten angenommen werden könnten.

Ich gestehe aufrichtig, daß ich in dieser Sache lange unschlüssig gewesen bin, und mich bald auf diese, bald auf die andere Seite gelenkt habe; nachdem ich aber, was andere davon geschrieben, näher erwogen, und solches mit ähnlichen Vorfällen unserer Epoche, verglichen habe; so glaube ich, in den Behauptungen, welche ich hier der Prüfung des Publikums unterwerfe, der Wahrheit nahe gekommen zu seyn.

„Der

„Der Luxus ist die Anwendung der „Reichthümer und der Gewerbe (In„dustrie) zu einem vergnügten Leben.

Er entstehet hauptsächlich aus jener Unzufriedenheit mit unserm Zustande, aus jenen Verlangen nach der Verbesserung desselben, welches alle Menschen haben und haben müssen.

Dies Verlangen ist die Quelle ihrer Leidenschaften, ihrer Tugenden, und ihrer Laster; es muß also nothwendig auch Liebe und Begierde nach Reichthum in ihnen hervorbringen.

Die Begierde sich zu bereichern ist daher eine natürliche Triebfeder jedes Menschen, ja sie muß eine Haupttriebfeder in jedem Staate seyn, dessen Einrichtung sich nicht auf die Gleichheit oder Gemeinschaft der Güter gründet; das Ziel dieser Begierde aber, kann nichts anders als der Luxus seyn, folglich herrscht der Luxus in allen Staaten, in allen menschlichen Gesellschaften; der Wilde giebt Felle für ein Hangebette hin, der Europäer hat seine Canapees und Faulbetten; unsere Damen mahlen sich roth, und behängen sich mit Diamanten oder unächten Steinen, das Frauenzimmer in Florida färbt sich blau und pranget mit gläsernen Ohrgehenken.

Wenn

Wenn man den Begrif des Luxus überhaupt betrachtet; so ist es vergeblich, denselben an und für sich selbst, ohne Rücksicht auf Zeiten, Stand, und andere Umstände vorzustellen, oder eine Beschreibung des Luxus zu geben, die auf alle diese Umstände passen soll.

Wenn wir auf die ersten Zeiten zurückgehen, so finden wir wohl außer Zweifel, daß die Menschen mit den einfachsten Bedürfnissen, das ist mit den unmittelbarsten Forderungen der Natur, zufrieden waren. Dies kam aber nicht daher, daß die Menschen weniger verderbt, oder in ihren Begierden weniger unmäßig gewesen seyn sollten; sondern daher, daß ihnen die zum Vergnügen, zur Pracht und zum Wohlleben bequemen Dinge unbekannt waren.

Die Noth brachte sie dahin, sich in die Haut des ersten Thieres, das sie habhaft werden konnten, einzuhüllen, und sich mit den Früchten der Erde ohne weitere Zubereitung zu sättigen. In dem Maße aber, wie ihnen die erschaffenen Dinge bekannt wurden, nahm auch das Verlangen zu, in Kleidern, Speisen

und Zierrathen, tägliche Veränderungen vorzunehmen.

Sobald sie mehrere Bequemlichkeiten und Vergnügungen erfanden, oder mehrere Dinge in den täglichen Gebrauch zogen, änderte sich ihre Lebensart so sehr, daß sie (nach dem Begriffe, den man sich überhaupt von dem Luxus und dem Ueberflusse macht) üppiger als ihre ehemalige genannt zu werden verdient. Ein natürliches Verlangen, trieb die Menschen damals, wie anjetzo an, sich nach Abwechselung umzusehen: denn es ist blos die grössere oder geringere Gelegenheit zu Begierden und zu ihrer Befriedigung, welche den Unterschied zwischen den Menschen der vorigen und jetzigen Zeit macht. So wie nach und nach also die geschaffenen Dinge mehr bekannt geworden, haben sich auch die menschlichen Erfindungen dieselben zu Nutze gemacht.

Die Lebensart des vorigen Jahres war in vielen Stücken von der in den vorher verflossenen verschieden, und in so fern mehrere und (nach dem Bedünken der Menschen) theurere Dinge daraufgegangen, ist auch dasselbe verhältnißmäßig für prächtiger gehalten worden.

den. Auf gleiche Weise ist das Verhältniß ganzer Zeitalter: was vor 50 Jahren prächtig war, ist jetzo mäßig; ja wenn man nur einige Jahrhunderte zurück geht, so findet man, daß unsere Könige bey einer Lebensart, die jezt in einem bemittelten Bürgerhause täglich gebräuchlich ist, prachtvoll gewesen sind. Der Wilde in Amerika scheint in dem Putze von bunten Vogelfedern und Glasperlen für seines gleichen eben so prächtig als ein beblechter Franzose auf den Straßen Stockholms. Dies beweißt schon

„daß man gar nichts eitel nennen könne,
„als nur in Vergleichung der Zeiten,
„Personen, Stände und Umstände.“

Und so veränderlich die Gebräuche sind, deren sich die Menschen bedienen, eben so veränderlich muß auch der Begrif seyn, den wir uns von dem, was Luxus heißt, machen. Mit einem Worte: sobald eine Person, ein ganzer Stand, oder ein Staat, eine kostbarere Lebensart, als die gewöhnliche führet, so kann man verhältnißweise sagen, daß dieses Luxus sey.

Meine Leser werden nun aus dieser vorläufigen Erläuterung leicht einsehen, in wie weit die Begriffe von Luxus welche fast überall herrschen, theils zu eingeschränkt theils zu vielumfassend sind.

Schon oben *) habe ich bemerkt, daß der Luxus zu allen Zeiten ein Gegenstand der Moralisten und ihres Unwillens gewesen sey. Um zu untersuchen, ob ihre Lehrsätze gegen denselben auch auf solchen Gründen beruhen, daß sie nicht den Staatsverfassungen, der Handlung und Industrie, und überhaupt der Politik entgegen sind, will ich solche durchgehn, und sie nicht blos als Kaufmann (d. h. unpartheyisch) beurtheilen. Sie sagen:

„Der Luxus entstehe blos aus der größten „Ungleichheit des Vermögens, nehmlich, aus „dem Elende der Menge, und dem Ueberflusse „einer kleinen Anzahl Menschen.“

Es ist bekannt, daß diese milzsüchtigen Moralisten, dem Menschen oft Bürden auflegen, die sie selbst nicht mit dem kleinsten Finger anrühren, und alles das Luxus und Ueberfluß nen-

*) Seite 13.

nennen, was die Grenzen der Nothdurft über-
schreitet.

Eine schönere Kleidung, besserer Haus-
rath, wohl zugerichtete und schmackhafte Spei-
sen sind in ihren Augen schädliche Dinge, wel-
che den Menschen auf Abwege führen, und
von einem Herzen zeigen, das an der Welt und
der Eitelkeit klebt.

Man sieht aber sehr leicht, daß diese Sit-
tenlehre weder mit der Bestimmung, noch mit
der Natur des Menschen übereinstimme, noch
dem Wohlstande des gemeinen Wesens ange-
messen sey.

Die Natur der Menschen verstattet keine
isolirte Lebensart; bürgerliche Gesellschaften
sind zu ihrer Erhaltung und zu ihrem Wohlerge-
hen nothwendig.

Diese begreifen eine Menge von Menschen,
die ihrem Amte, ihrem Stande und ihren Umstän-
den nach verschieden sind: man findet obrigkeitli-
che Personen; höhere und geringere besoldete;
Bürger oder Gewerbetreibende Personen, die
durch Fleiß und Geschicklichkeit zu Vermögen und
Reichthum gelangt sind. Es ist natürlich, ja
es ist billig, daß ein Mann, der eine höhere bür-

gerliche Ehre genießt, auch in den äußern Umständen ein glänzernderes Ansehen habe: daß seine Speisen, Kleidung und Hausrath kostbarer sey. Dies bewirkt bey den Einfältigen, welche die innern Eigenschaften mehrentheils nach dem, was in die Augen leuchtet, beurtheilen, mehr Ehrfurcht für seine Person; ein solcher Eindruck befördert die Folgsamkeit gegen die Obern.

Daß der, welcher ein grösser Vermögen als andere hat, auch bequemer lebe, besser wohne und sich kostbarer kleide, ist eine Frucht seiner Mühe und eine billige Belohnung seines Fleißes. Vernunft und Ordnung billigen eine solche Lebensart, und einen solchen äußern Unterschied zwischen Ständen und Personen, nur der Misbrauch gehört für den Richterstuhl der Sittenlehre, wenn nehmlich die Menschen ihre Umstände überschreiten; wenn ihr Herz seine Glückseligkeit gänzlich in solchen Dingen sucht; wenn man alle andere in Pracht und Eitelkeit übertreffen will; wenn Ueberfluß und Verschwendung die guten Sitten verderben, und die Dürftigkeit befördern.

Auch herrscht in den üppigsten Ländern nicht immer jene Ungleichheit von welcher man uns den

Ver-

Vorwurf macht, daß sie die Quelle des Luxus seyn soll: sie ist am größten in Pohlen und in einigen andern Reichen, in denen man weniger Luxus findet als in England und Genf, wo der gemeine Mann im Ueberflusse lebt.

„Sie sagen ferner, der Luxus verursache „daß die nützlichen Künste den angenehmen aufgeopfert würden; er veröde „das Land, indem er die Leute in die „Stadt locke.“

In der Lombardey und in Flandern findet man viel Luxus und eine Menge schöner Städte, und doch ist der Bauer daselbst reich, das Land bebauet und bevölkert. In Spanien ist wenig Luxus, und dennoch wird der Ackerbau daselbst vernachläßiget, die meisten nützlichsten Künste sind daselbst noch unbekannt.

„Der Luxus schade der Bevölkerung.“

Seit hundert Jahren hat England am Luxus und an Einwohnern in gleichem Grade zugenommen, ja es hat noch überdem sehr große Colonien in andern Welttheilen bevölkert.

„Der Luxus erschlaffe den Muth des Volks „und mache es unthätig zum Denken.

Unter den Befehlen des Marschalls von Luxenburg, von Villars und des Grafen von Sachsen bewiesen sich die Franzosen, das üppigste Volk von der Welt, am tapfersten. Unter Syllas, Cäsars und Lucullus Anführung hatte der ausschweifende Luxus den Muth der römischen Heere noch im geringsten nicht geschwächt.

„Der Luxus ersticke alle Empfindungen
„von Ehre und Patriotismus.

Um das Gegentheil zu beweisen, darf man nur die feurige Ehrbegierde und den Luxus der Franzosen zu den glücklichen Zeiten Ludwigs des vierzehnten anführen, und damit vergleichen, was sie nach der Zeit geworden. Man darf nur die fanatische Vaterlandsliebe den Enthusiasmus zum Guten, und den unersättlichen Ehrgeiz bemerken, welche gegenwärtig die herrschenden Züge in dem Charakter der Engländer ausmachen.

Die bescheidensten unter den Moralisten und Philosophen die wider den Luxus geschrieben, haben behauptet, er werde dem Staate nur alsdenn verderblich

„wenn

„wenn er zu weit getrieben wird; wenn „die Gegenstände und die Mittel desselben sich „vervielfältigen, das heißt, wenn zu eben der „Zeit, da das Gewerbe des Volks den glück„lichsten Fortgang hat, auch die Anzahl und „Vollkommenheit der Künste wächst, welches „die Völker an eine Menge Ergötzungen und „Bequemlichkeiten gewöhnt, ja sie ihnen noth„wendig macht.

Hieraus erhellet offenbar, daß sie nur die reichsten und die aufgeklärtesten Völker in der Gefahr gesehen, welche der Luxus mit sich bringt; es wurde daher auch der weniger mürrischen Gattung von Moralisten nicht schwer, jenen zu beweisen

„daß der Luxus ein Fehler armer und fast „wilder Völker gewesen ist. Nach vielen „Schlüssen und Gegenschlüssen, ist man end„lich einig geworden, man müsse den Men„schen, wenn er der Gefahr des Luxus ent„gehen sollte, wieder in jene Wälder, in jenen „ursprünglichen Zustand versetzen, in welchem „er niemals gewesen ist, noch jemals seyn „kann. Eine vernunftmäßige Sittenlehre „verwirft nur den Misbrauch der erschaffenen

„Dinge, welcher wider die Absicht des Schö=
„pfers, zur Verderbniß der Sitten und zum
„Schaden des gemeinen Wesens ist, aber eine
„jede Lebensart, welche nicht diese schädliche
„Folgen hat, sie mag übrigens in Verglei=
„chung voriger Zeiten, noch so üppig scheinen,
„wird von einer vernünftigen Sittenlehre nicht
„gestraft.

„Der Witz der Menschen ist an Erfindun=
„gen fruchtbar, welche zur grössern Veredlung
„der Naturprodukte dienen. Künste und Pro=
„fessionen nehmen in der Menge und Voll=
„kommenheit der Zubereitungen zu; die Hand=
„lung entdeckt mehrere, vorher unbekannte
„Dinge; das eine Reich vertauscht seine über=
„flüssigen Waaren gegen den Ueberfluß eines
„andern. Daher kommt es, daß in dem
„Verbrauch der Dinge ein Jahrhundert nicht
„dem andern gleichet.

Von welchem Jahrhundert kann man sa=
gen, daß es zum Muster der Lebensart diene,
so, daß es im Luxus weder zu wenig noch zu
viel gethan habe? War das römische Frauen=
zimmer weniger eitel, wenn es sein Angesicht
in einem gut geschliffenen Stahlspiegel besah,
als

als das unsrige, wenn es sich zu eben dieser Absicht eines großen Glasspiegels mit vergoldeten Rahmen und andern Zierrathen bedienet? Man sieht also sehr leicht ein, daß ein Sittenlehrer, welcher alles das ausmustern wollte, was unsere Zeiten von den vorigen unterscheidet, unmöglich eher aufhören könnte, als bey Erschaffung der Welt. Das geringste Nachdenken zeigt uns, daß der Schöpfer den Menschen nie so enge Grenzen ihrer Lebensart habe vorschreiben wollen; denn alsdann würden die wenigsten der erschaffenen Dinge zu einigem Nutzen gereichen: Gold, Silber und Edelgesteine lägen immer im Schoose der Erde unberührt; seidene, flächsene, und die mehresten, wo nicht alle wollene Gewebe wären unbekannte Dinge; die Erde würde viel tausend Gewächse vergeblich hervorbringen, welche jezt zur Speise, Kleidung und zum Hausrath dienen, und Künste und Wissenschaften würden größtentheils in einer ewigen Finsterniß vergraben geblieben seyn. Und wenn man dies alles entbehren sollte, wer könnte wohl sagen, daß es zum Nutzen des Menschen geschaffen sey?

Wer

Wer kann beweisen, daß unser Zustand alsdann glücklicher wäre? oder, wer kann sich von einem Wesen einen vortheilhaften Begrif machen, dessen Lebensart sich auf die äusserste Nothdurft einschränkt?

Da nun kaum von jemanden geläugnet werden dürfte, daß alle Dinge zum Nutzen der Menschen erschaffen seyn sollten; so folget auch daraus ungezwungen, daß ihr Gebrauch in der Lebensart der Menscheu mannigfaltige Veränderung mit sich führe, so wie nämlich die erschaffenen Dinge mehr bekannt, und durch Hülfe der menschlichen Kunst und der Industrie zu ihreu Bedürfnissen bequem gemacht werden.

Es ist also nicht wider die Sittenlehre, daß die Materialien, welche die Natur roh hervor bringt, auf verschiedene Weise veredelt und zur Nothdurft, Bequemlichkeit, und zum Wohlleben der Menschen benutzt werden. Da man dieselben aber sehr leicht misbrauchen kann, wodurch die Sitten verdorben, der Körper entkräftet, und das gemeine Wesen in Unordnung und Verfall gerathen kann, so liegt der Obrigkeit ob, die Religion nicht nur in Absicht der Reinigkeit ihrer Lehre, sondern auch

wegen

wegen der wirklichen Ausübung zu unterstützen. Denn dadurch werden die Menschen am allerbesten zum rechten Gebrauch der erschaffenen Dinge geleitet, und von einer solchen Art des Luxus abgehalten, die den Staatskörper verdirbt, der sich nie wohl befinden kann, wenn dessen Glieder von dieser Krankheit angegriffen sind. Wenn ein Luxus, welchen eine gesunde Sittenlehre verwirft, allgemein wird, so muß derselbe nothwendig auch im politischen Verstande schädlich seyn, oder die Haushaltung des Staats verderben; denn eben die natürliche Strafe, welche eine Folge der unmäßigen Lebensart eines jeden einzelnen Menschen ist, wird auch die Strafe eines Staats, worin der Luxus die Sitten verdirbt: er verarmt an Volk und Baarschaften eben so, wie ein Verschwender einen siechen Körper und einen leeren Beutel davon trägt, wie sehr auch immer sein Kopf mit großen Einbildungen voll seyn mag.

Wenn die rechten Grenzen des Luxus bestimmt werden sollen, so muß unstreitig die Naturlehre dabey mit zu Rathe gezogen werden; da aber dieselbe in Absicht der natürlichen Ursachen aller Dinge, nur auf Gründen

der Wahrscheinlichkeit beruht, so ist es schwer, hierbey unleugbare Grundsätze festzusetzen. Gehen wir zu den natürlichen Bedürfnissen der Menschen, so kann die strengste Sittenlehre der Lebensart keine engere Grenzen als die Naturlehre setzen.

Denn wie wenig Dinge würde der Mensch nach derselben zur Nahrung und Kleidung gebrauchen? Allein eine solche Lebensart ist nur für einzelne Glieder, und zwar für solche möglich, die sich außer aller Verbindung mit dem gemeinen Wesen zu befinden glauben; ob sie gleich anderer Menschen Hülfe nicht entbehren können, und ohne dieselben, die elendesten Geschöpfe auf dem Erdballe seyn würden.

Ueberdies unternähme man nichts leichtes, wenn man aus physikalischen Gründen beweisen wollte, daß eine Lebensart, welche die einfachsten Bedürfnisse nicht überschreitet, die gesundeste sey: oder daß die Gesundheit nicht auch bey dem Gebrauche mehrerer und theurerer Dinge erhalten werden könne. Die Gewohnheit macht für den einen zuträglich, was vielleicht für einen andern höchst schädlich seyn würde. Wer kann behaupten, so lange beyde

mäßig sind, daß die Lebensart des einen gesünder sey, als diejenige des andern? Aus Gründen läßt sich darüber nichts sagen, das nicht mit eben so wahrscheinlichen Gründen widerlegt werden könnte, und die Erfahrung zeigt, daß sich beyde wohl befinden, und gesunde Körper haben; folglich ist ihre Lebensart physisch nicht schädlich. Vielleicht wäre sie es in dem Falle, wenn sie ihre Lebensarten gegeneinander vertauschten, wenigstens so lange, bis sie jedem durch die Gewohnheit natürlich geworden wäre. Es läßt sich vielleicht dagegen viel einwenden, indessen da es nothwendig hier angeführt werden muß, so mag ein Arzt diese Materie genauer untersuchen, ich habe gewagt zu schreiben, was ich davon denke.

Die Bedürfnisse der Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft sind mannigfaltig: Künste, Professionen und Handlung machen sie veränderlich, und die Dinge welche nach Beschaffenheit der Zeit und Umstände zu den menschlichen Bedürfnissen gerechnet werden, sind in verschiedenen Staaten von verschiedener Beschaffenheit.

In dem einen können die täglichen Bedürfnisse der Menschen nur sehr wenige und ganz einfache Dinge oder Waaren verlangen; in einem andern kann ihre Anzahl unendlich seyn, ohne daß die Gesundheit der Menschen an dem einem Orte davon mehr als am andern leiden sollte.

Die Wilden in Amerika überschreiten in ihrer Lebensart ihre höchste Nothdurft nicht; ihre Kleidung besteht in einem Lumpen oder in einer Schürze; ihre Häuser sind Hütten von Sträuchern geflochten, und ihr Trank reines Wasser; ihr Hausrath und Handwerkszeug besteht aus Bogen und Pfeilen und einigen Gefässen von Thon oder Calabaster, einer Kürbisart, wodurch daselbst viel tausend Hausrathsstücke in andern Ländern ersetzt werden.

Hingegen müssen drey Naturreiche und die weitläuftige Wissenschaft einer Menge von Menschen aufgeboten werden, um die Bedürfnisse der Europäer abzufinden und zu befriedigen. In jedem Reiche wird unter den Einwohnern eine verschiedene Lebensart angetroffen; allein diese mannigfaltige Verschiedenheit macht in der Gesundheit der Menschen, und der

der Dauer ihres Lebens keinen Unterschied, wenn nur die Grenzen der Mässigkeit nicht überschritten werden.

Diejenigen, welche die Begebenheiten der Geschichte, den Wachsthum und den Verfall der Reiche zum Gegenstande ihrer Untersuchungen gemacht und beobachtet haben:

„wie der Luxus mit der Macht der Na-
„tionen in gleichem Schritte von Stufe
„zu Stufe gestiegen sey, dann ein allge-
„meines Verderben der Sitten veran-
„laßt, die Reiche entkräftet, zum Wanken
„gebracht, und endlich gestürzt habe,

führen zum Beweise davon die Beyspiele der Egypter, der Perser, der Griechen, der Römer, der Chineser und Araber an, bey denen der Luxus mit dem Anwachs ihrer Macht zugleich empor gekommen ist, und die von dem Augenblicke an, da der Luxus bey ihnen aufs Höchste gestiegen war, an Tugend und an Macht immer tiefer und tiefer hinab gesunken sind.

Solche Beyspiele scheinen zwar eben so nachdrückliche Beweise für die Schädlichkeit des Luxus zu seyn, als ich vorher gegen die-

selbe aus neuern Zeiten angeführt habe, und scheinen eben so viel Gewicht zu haben, als alles, womit die Vertheidiger des Luxus ihn zu rechtfertigen denken.

Es ist überdem eine, heut zu Tage allgemein angenommene Meynung, daß der Luxus unumgänglich nöthig sey, um eine Nation aus ihrer Ohnmacht und Vergessenheit zu ziehen, um ihr eine gewisse Stärke und eine dauerhafte Form zu geben, und endlich um sie in Ansehung des Reichthums über andere zu erheben, daß, um die Künste, das Gewerbe und die Handlung zu befördern,

„der Luxus von Tage zu Tage steigen „müsse.

Diese Meynung ist jezt allgemein genug, und sogar Hume tritt derselben bey. Man sieht aber alsdenn gewiß auch die Ausbildung der Nation bis zu einem Punkte der Reife emportreiben, nach welcher sie nothwendig unter Vernachläßigung ihrer moralischen Gesetze veralten und untergehen muß.

Wenn man die natürliche Neigung der Menschen in Absicht ihrer physischen Lebensart betrachtet, so kann man wohl für ausgemacht anneh-

annehmen, daß sie allemal, nach ihrem besten Vermögen bemüht sind, ihre Bequemlichkeiten zu vermehren, und sich unter ihres gleichen durch äußern Glanz ein rühmliches Ansehn zu verschaffen.

Zu dem erstern zählen sie alles, was ihren Geschmack an Speisen und Getränke, Vergnügungen und Wohlleben befriediget; zu dem letzten alles, was in Kleidern, Hausrath, Bedienung u. s. w. vorzüglich glänzt. Eigentlich lassen sich diese Begierden nicht einzeln befriedigen, denn mehrere Bequemlichkeiten geben ihrem Besitzer einen höhern Glanz, eben so, wie jene glänzenden Dinge zugleich die wahren oder eingebildeten Bequemlichkeiten vermehren. Hierin bestehet die Triebfeder aller Arbeitsamkeit und Anstrengung im Verhältnisse mit der Menge von Bedürfnissen.

Diese Absichten können ohne viele Dinge oder Waaren nicht erreicht werden: je mehrere derselben jemand besitzt, und jemehr sie seine Bequemlichkeit und sein Ansehen bey andern vermehren, desto reichlicher werden seine Begierden dadurch befriedigt; deswegen bemüht sich ein jeder solche Waaren zu erlangen. Geld

ist die Waare, für welche alle andere Waaren und die Dienstleistungen der Menschen erlangt werden können: deswegen strebt ein jeder nach Geld, und je glücklicher er in seinen Bemühungen ist, desto mehr will er auch seine Bequemlichkeiten und seinen Glanz vermehren. Zwar giebt es hie und da Menschen, welche nach Geld geizen blos um es aufzuheben: aber deren sind, gegen den großen Haufen gerechnet so wenige, daß mein Hauptsatz durch ihr Beyspiel nicht verändert wird.

Es ist auch leicht einzusehen, daß ein Staat, in welchem die mehresten Menschen so handeln wollten, unfehlbar elend und kraftlos seyn würde, obgleich der Geizige, wenn er nach Gelde strebt, auch keine andern Absichten hat, als seinen Bedürfnissen abzuhelfen, und obgleich eben diese Besorgniß auch ihn eben so arbeitsam als andre macht.

Zur Anschaffung aller rohen und veredelten Waaren ist die Arbeit der Menschen erforderlich: daher ist derjenige Staat, wenn alles andere gleich ist, an Waaren am reichsten, welcher die größte Volksmenge besitzt. *)

Je-

*) Krügers Abhandlung S. 99.

Je mehr Waaren von aller Art verbraucht werden, desto mehr Hände erfordert ihre Anschaffung, daher ist der Verbrauch der Waaren zur Erhaltung des Volksfleisses nothwendig.

Je höher die Waaren veredelt werden können, desto mehr Hände werden beschäftigt und desto mehr wird das Geld zum Gebrauch für alle vertheilt: hieraus folgt, daß eine solche Lebensart, welche einen mit der Volksmenge verhältnißmäßigen Verbrauch der Waaren befördert, ob sie gleich im Vergleich mit andern Zeiten oder Staaten üppig genannt werden kann, zur Aufnahme des Staats nützlich, ja sogar nothwendig ist.

So lange die Geldsumme nicht bis zu dem Grade vermehrt wird, daß sie das richtige Verhältniß mit der Bevölkerung und mit der Waarenmenge übersteigt; so lange ist ein solcher Luxus nicht schädlich, sondern nützlich. Ein Staat, dessen Geldsumme größer, als die Volk- und Waarenmenge, in Vergleichung mit einem andern Staate ist, muß seine Waaren theurer bezahlen, und folglich ist der Luxus

in demselben größer, als in dem andern, wenn auch gleich sein Verbrauch oder sein Bedürfniß an Waaren geringer wäre. Daraus folgt

„daß bey einer weniger üppigen und „glänzenden Lebensart eines Staats „dennoch der Luxus in selbigem von der „Beschaffenheit seyn kann, daß das ge„meine Wesen darunter leidet; da hin„gegen ein anderer Staat bey einer in „Vergleichung mit der Volksmenge weit „geringern Geldsumme, weit mehr Pracht „treiben und herrlicher leben kann, ohne „daß dieser Luxus dem gemeinen Wesen „schade.

Wenn also der Luxus des einen Staats gegen den Luxus des andern Staats gemessen werden soll, so muß man immer untersuchen

„welcher seine Waaren am theuersten be„zahlt.

Es ist also in der Natur der Dinge gegründet, daß wachsende Staaten zu gleicher Zeit reicher werden, daß die Künste sich vervollkommnen, und der Luxus mehr überhand nimmt.

War

War es nun so schwer einzusehen, daß der Wachsthum der Staaten und des Luxus, als Ursache und Wirkung zusammenhängen, und sich aus diesem Zusammenhange zu erklären, warum wir sie allezeit neben einander und fast mit gleichem Schritte einher gehen sehen? Hat nicht diese Verknüpfung zwischen beyden, ohne eben in eine ausschweifende Liebe zum Reichthum und zu Ergötzlichkeiten auszuarten, welche den Luxus erzeugen, bald bey dem Fürsten, bald bey den Unterthanen Revolutionen zuwege gebracht? haben aber nicht außerdem Gewohnheit und Vorurtheil zuweilen Veränderungen hintertrieben, welche nach den Umständen äußerst nothwendig waren? und sind nicht in der Einrichtung und in der Regierung der Staaten Mängel genug entstanden, Fehler genug begangen worden, die, ohne irgend einige Schuld des Luxus, die Regierung verdorben, und die Reiche gestürzt haben?

Die vorher angeführten Beyspiele unserer Moralisten,

„daß bey den Persern, so wie der Luxus
„mit ihrer Macht zugleich Schritt vor
„Schritt gewachsen war, auch eine allge-

„meine Sittenverderbniß eingeschlichen,
„daß ihr Reich wankend und kraftlos ge-
„worden, und endlich dahin gesunken
„sey,

fordern noch ihre Erklärung oder Widerlegung.

Der Satz ist wahr, „Die alten Perser, tu-„gendhaft und arm unter dem Cyrus, erobern „Asien, ergeben sich dem Luxus und stürzen sich „dadurch zugleich ins Verderben.

Entstand dieses Verderben aber aus ihren Eroberungen oder aus ihrem Luxus? War nicht die zu grenzenlose Ausdehnung ihrer Herrschaft die einzige Ursache der Veränderungen ihrer Sitten? War es wohl möglich in einem Reiche von solchem Umfange eine gute Ordnung, oder überhaupt irgend eine Ordnung zu erhalten? Sah sich Persien nicht in den Abgrund des Despotismus versunken? Wo aber Despotismus tyrannisirt, was braucht man da lange nach andern Ursachen des Verderbens zu forschen?

Der Despotismus ist die willkührlichste Gewalt eines einzigen über eine große Menge, unterstützt von einigen wenigen; nun kann aber der Despotismus nicht anders zu jener Gewalt

gelan-

gelangen, als wenn er jene wenige zu niedrigdenkenden feilen und furchtsamen Sklaven macht.

Athen verlor seine Macht und seine Tugenden nach dem Peloponnesischen Kriege, in dieser Epoche seines Reichthums und seines Luxus; allein eine wesentlichere Ursach seines Verfalls finde ich in der zunehmenden Gewalt des Volks und dem geschwächten Ansehen des Senats.

Wenn ich die Macht, die Gesetze zu vollziehen, ja die Macht sie zu geben, in den Händen einer Menge von unwissenden Blinden, und zugleich den Areopagus alles seines Ansehens beraubt sehe; so urtheile ich schon daraus, daß die Republik Athen sich unmöglich bey Macht und guter Ordnung erhalten konnte. Durch die Demüthigung des Areopagus, und nicht durch Erbauung der Schauspielhäuser und durch die Beförderung des Luxus stürzte Perikles Athen ins Verderben. Die guten Sitten blieben in Athen noch lange unbefleckt, und in jenem Kriege, der dieser Stadt den Untergang brachte, fehlte es ihr mehr an Klug-

heit als an Tapferkeit, weniger an guten Sitten, als an Ueberlegung.

Das alte Rom, welches die Feinde des Luxus mit so vieler Zuversicht für sich anführen, ist auch nicht durch Luxus so verderbt in seinen Sitten geworden.

Die Tugenden der Römer, das männliche und die Einfalt ihrer Sitten würde ich aus ihrer Regierungsform, wenn sie die Ruhe begünstigt hätte, und aus der Lage ihrer Umstände sehr natürlich entspringen sehen; allein, bey einer Regierungsform, die den Krieg nothwendig machte, konnten sie nicht anders als unruhig und in beständigem Lerm leben; und eben der Krieg unterhielt das männliche in ihren Sitten, und den schwärmerischen Enthusiasmus der Vaterlandsliebe.

Als Carneades nach Rom kam, und so viele Statüen aus Athen und Corinth dahin gebracht wurden, theilte sich Rom in zwey Partheyen, wovon die eine die andere überwältigen mußte, sobald die Republik aufhörte, von außen etwas befürchten zu müssen; die siegende Parthey hätte in einem so unermeßlich großen Reiche weder Despotismus noch Anarchie

chie einführen sollen; da dieses aber geschahe, so behaupte ich, daß, wenn auch aller Luxus, alle Schätze des Antiochus und der Carthaginienser, alle Weltweisen, alle Meisterstücke der griechischen Artisten, den Römern unbekannt geblieben wären, doch ihre Republik, deren Einrichtung eine unaufhörliche Vergrößerung mit sich brachte, in dem Augenblik, da sie ihre Größe erreicht hatte, ihrem Falle nahe war.

Wenn man, die Gefährlichkeit des Luxus zu beweisen, sich auf das der Ueppigkeit ergebene Asien, auf sein Elend und seine Laster beruft, so würde ich erst den Beweis davon verlangen, daß man mir in ganz Asien, China allein ausgenommen, bey einer einzigen Nation zeigen möchte, daß die Regierung, um die Sitten und um die Wohlfahrt des großen Haufens der Unterthanen besorgt wäre.

Auch Italien ist ein Beweis, daß nicht immer Luxus die Sitten verderbe; denn es lebt gewiß in Luxus, und wird wohl von niemanden für kriegerisch gehalten; allein der Charakter der Italiäner ist so gut, als ihn irgend eine andere Nation besitzt: nirgends wird man

mehr

mehr Menschlichkeit und Wohlthätigkeit finden, nirgends hat der Umgang mehr reizendes als in Italien, und nirgends befleissiget man sich mehr auf Privattugenden; obgleich Italien den Luxus gewiß mit zum Höchsten treibt.

Aber Italien braucht sich weiter um nichts als um seine bürgerlichen Gesetze, um die Polizey, um die Künste und um alles das nur zu bekümmern, was die Bequemlichkeiten und das Vergnügen des Lebens befördert: da es nicht nöthig hat auf Krieg zu denken, indem es zwischen vier großen Mächten, zwischen den Türken, Oestreichern, Franzosen und Spaniern mitten inne liegt, und bey dieser Lage, wie auch seine Sitten beschaffen sind, doch keiner von diesen Mächten widerstehen könnte; so ist Ruhe der erste Grundsatz aller dortigen Regierungen, und sie haben ihr ganzes Augenmerk auf die innere Ordnung gewandt, so daß der Luxus bey den Italiänern, er mag noch so hoch steigen, bey jetziger Lage nie ein Verderbniß der Sitten nach sich ziehen wird.

Dies dient zum Beweise, daß die Obern des Staats die Sitten der Unterthanen gut erhalten

halten und verderben können, ohne dem Luxus Grenzen zu setzen.

Daß Italien zu keinen männlichen Sitten oder kriegerischen Talenten kommen kann, ist lediglich der Lage und der Beschaffenheit der verschiedenen Regierungsformen daselbst, nicht aber dem Luxus beyzumessen.

Diese Beyspiele zeigen genugsam, daß nicht eben der Luxus die Ursache des Verfalls oder des Glücks der Staaten und die Grundlage des Charakters der Nation muß gewesen seyn.

Ob aber der Luxus eines Staats in einem richtigen Verhältnisse mit den Umständen des Volks, mit seinen eigenen Produkten und mit den Produkten der benachbarten Völker stehe, und wie dies Verhältniß beschaffen seyn müsse, ist eine wichtige Frage.

Es ist bereits gesagt worden *)

„daß, wenn der Luxus des einen Staats
„gegen den Luxus des andern gemessen
„werden soll, man dahin zu sehen hat,
„welcher von beyden seine Waaren am
„theuersten bezahlt.“

Wenn

*) Seite 37.

Wenn das cirkulirende Capital eines Staats entweder in klingender oder Creditmünze anwächst, und sich die Menge der Menschen zugleich in eben dem Maße vermehrt, so kann die Lebensart durch den Verbrauch mehrerer und theurerer Waaren verändert werden, ohne auf einen Luxus hinaus zu laufen, der im politischen Verstande schädlich ist. Wenn dagegen die Geldsumme größer wird, Volk und Waaren aber wie vorhin bleiben, so muß nicht nur einerley Waarenmenge theurer als vorher bezahlt werden, sondern das Volk wird auch mehr zum Luxus geneigt. Wenn nämlich die Geldsumme, ohne Verhältniß mit der Bevölkerung und Waarenmenge anwächst; so sind es allemal, in Vergleichung des ganzen Publikums, nur einige wenige Menschen, die diese Veränderung veranlassen und daher ist in diesem Fall das cirkulirende Capital des Staats ungleicher als vorhin vertheilt. Da nun die Menschen immer geneigt sind ihr Ansehen und ihre Bequemlichkeiten zu vermehren, so sind sie darauf bedacht, das Geld, welches sie nicht zu ihrem gewöhnlichen Nutzen anwenden, in andere Waaren, die ihr Wohlleben und Ansehn

ver=

vermehren, zu stecken: das ist, ihre Lebensart wird üppiger als vorher. Die Begierden der weniger Bemittelten werden dadurch gereizt, es den ersten so sehr als sie nur können, gleich zu thun; die Nachahmung des einen, wird die Richtschnur des andern: dadurch verändert sich die Lebensart des ganzen Staats, und artet in einen schädlichen Luxus aus.

Das cirkulirende Capital eines Staats *) kann insonderheit auf eine dreyfache Art vermehrt werden: durch Gold- und Silbergruben wenn die Ausbeute zur Münze angewandt wird, durch Credit und Münzzettel, und durch auswärtigen Handel. Alle drey Fälle bringen zwar zum Vortheil oder Schaden des Staats nach dem Verhältnisse der Geldsumme, zu der Volk- und Waarenmenge, einerley Wirkung hervor, doch kann der Handel nie anders als aus Mangel an guten Anstalten oder an Aufsicht schädlich werden, und dieses um desto weniger, da der auswärtige Handel das vornehmste Mittel ist, das Geld in den gehörigen Umlauf zu bringen, die Volksmenge und mit ihr

*) S. Krügers Abhandlungen S. 101.

ihr zugleich die Betriebsamkeit zu vermehren, und dem Staate zu einem blühenden Zustande zu verhelfen, da er sonst nothwendig verarmen muß. So lange das Geld den Nutzen stiftet, daß es den Fleiß und die Waarenmenge beständig vermehrt, muß der auswärtige Handel in einem vortheilhaften Zustande seyn: denn die Waaren stehn alsdenn in niedrigen Preisen, weil die Bereiter derselben weder Grund haben, noch im Stande sind, sie nach eigenem Gutbefinden zu steigern. Sobald aber die Geldsumme, durch was für Ursachen es auch sey, aus dem gehörigen Verhältniß mit Bevölkerung und Industrie kommt, so muß das auf die Gewerbe des Staats von schädlicher Wirkung seyn. Denn da das Geld häufiger geworden, die Volks- und Waarenmenge aber dieselbe ist, so müssen Verkäufer und Käufer beyderseits die Waaren vertheuern. In dem Verhältnisse nun, als sie theurer werden, muß auch der einheimische und auswärtige Absatz abnehmen. Die fremden Waaren steigen in eben dem Verhältnisse und werden einigen Landeseinwohnern schwerer anzuschaffen. Und so wie die Menge des Geldes den Preis der Waa-

ren

ren erhöht, so erhöht der gestiegene Preis auch das Arbeitslohn, wodurch die Theurung aller Dinge zunimmt. Einige Einwohner des Staats müssen nun ihre Bedürfnisse einschränken, und die Waaren lassen sich außer Landes nicht gut verkaufen: wenn nun der Absatz fällt, so muß die Zahl der Arbeiter abnehmen, die Heyrathen werden sparsamer, und das Volk wird zum Auswandern bewogen.

Es ist gewiß, daß ein Kaufmann, der eine Million baar Geld hat, und seinen Credit bis auf sechs Millionen vermehrt, bey dieser Million eignen Geldes, einen Verkehr von sechs Millionen haben könne. Er beschäftiget damit mehrere Menschen, verschaft sich mehrere Waaren und wird nach und nach an baarem Gelde selbst reicher; so daß er jeden seiner Gläubiger bezahlen und dem Staate großen Nutzen schaffen kann.

Auf diese Art ist der auf den Handel gegründete Wohlstand vieler Einwohner, ein wirklicher Wohlstand des Staats, und kann niemals schädliche Wirkungen hervorbringen, so lange das Gleichgewicht zwischen dem

Gelde und zwischen der Volks= und Waaren=menge erhalten wird.

Dies leztere ist es eben, was bey dem Finanzsystem unsers Staats so sehr in Acht genommen wird, denn man sieht jezt ein, daß nur dadurch eine stärkere Befestigung des Wohlstandes erfolgt.

Würde dieses nöthige Gleichgewicht aus den Augen gelassen, so sind die Folgen davon traurig, denn die Creditmünze wird ohne Aufhören vermehret, in der Meynung, daß wenn eine einzige Million auf den Zuwachs der Nahrung eine gute Wirkung äußert, auch fünf Millionen einen verhältnißmäßigen Nutzen schaffen müssen.

Da aber die Volksmenge ohnmöglich so geschwinde, als das cirkulirende Capital zunehmen kann, und die Waaren ohne mehrere Leute sich nicht vermehren; so muß der Preis der Waaren steigen, der Absatz geringer werden und die Anzahl der Arbeiter abnehmen.

Wenn nun diese Creditmünze für den einen Theil der Einwohner leichter, als für andere zu erhalten ist; so muß eine sehr ungleiche Vertheilung des cirkulirenden Capitals entstehen:

hen: dies wird die natürliche Folge haben, daß theils die einträglichsten Gewerbe auf Monopolien hinaus laufen; theils, die überflüßige Münze, welche zur Beschäftigung der Menschen und zur Vermehrung der Waaren nicht angewendet werden kann, zur Ueppigkeit verwendet wird. Bey den Bemittelten werden Kleider, Hausrath, Essen und Trinken überflüßiger und theurer, ihre Lebensart reizt mehrere zur Nachfolge, der Luxus wird allgemein, und erstreckt sich so weit, als eines jeden Vermögen nur reicht. Da aber nicht alle gleich leicht Geld erhalten, so sinnen viele drauf sich dasselbe zu verschaffen, durch was für Mittel es auch sey: denn alle wollen sich gern wenigstens wie ihres gleichen aufführen, auch wohl gar sie übertreffen.

Hierin liegt eine der Hauptursachen der Verderbniß der Sitten in den Staaten: einer steckt den andern an, bis die Krankheit den ganzen Körper des gemeinen Wesens angreift.

Die Ackersleute und Professionisten können nicht anders als durch ihrer Hände Arbeit

*) S. allgemeine Beyträge zur Handlung.

Gelder erhalten, die Bezahlung aber, welche sie dafür erhalten, kann nie so hoch gesetzt werden, daß sie sich, nach Maasgabe solcher Zeiten und Umstände, nur die nothwendigsten Dinge solten verschaffen können. Sie leiden an Nahrung und Kleidern Mangel, wenn andere im Ueberfluß leben.

In dem Verhältniß also, als die Theurung aller Waaren zunimmt; müssen auch die Heyrathen seltner und später erfolgen, und das Volk häufig zu Auswanderungen veranlasset werden. Hierdurch verringern sich die Waaren in Absicht der Menge, steigen aber desto höher im Preise, je weniger sie zu haben sind.

Der auswärtige Handel muß alsdenn abnehmen; der Staat bisweilen an dem Allernöthigsten Mangel leiden, alle Nahrung und aller Verkehr verschwindet, das Land wird zuletzt auf diese Weise öde, und unsere Moralisten haben dann Recht, dem Luxus Vorwürfe zu machen.

Die Holländer, diese Faktoren und Markthelfer aller Nationen, müssen noch immer ihrer alten Sparsamkeit getreu bleiben, ohne welche sie die Ladungen ihrer Schiffe nicht so wohlfeil ver-

kaufen noch die Waaren aus einem Welttheile in den andern verfahren könnten.

Die Schweitzer, wenn sie auch aus Frankreich und Italien Wein, Stoffe, Gemählde, Statüen und Juwelen genug bekommen könnten, vermögen doch nichts aus ihrem unfruchtbaren Boden zu nehmen, das sie dagegen an die Fremden verhandeln könnten. Ein großer Grad des Luxus wird ihnen also nicht eher erlaubt seyn, als bis ihnen Handlung und Gewerbe ersetzen was ihnen an Landesprodukten mangelt.

Gesetzt, daß Frankreich, Spanien und Portugall den Ackerbau und die nothwendigsten Manufakturen vernachläßigten; so würden doch diese Reiche immer noch im Stande seyn, einen mittelmäßigen Luxus auszuhalten. Portugall behält an seinen Bergwerken in Brasilien, an seinen Weinen und an den Waaren seiner Afrikanischen und Asiatischen Colonien noch allemal einen Fond zum auswärtigen Handel, und findet noch immer seinen Platz unter den reichen Nationen.

Spanien, so wenig es sich auch in seiner Hauptstadt und in seinen Colonien mit Arbeit-

samkeit abgiebt, erhält doch noch immer Handelsprodukte genug aus den fruchtbaren Ländern, die es in beyden Welten beherrschet, und die reichen Bergwerke in Mexiko und Peru bleiben unerschöpfliche Quellen für den Luxus des Hofes und des Aberglaubens.

Frankreich, wenn es auch seine Manufakturen von der ersten und zweyten Klasse, wenn es auch seinen Ackerbau in Verfall gerathen ließe, würde doch noch reiche Handlungszweige behalten. Seine Handlung nach Indien, der Zucker und Coffee aus seinen Colonien, seine Oele und Weine sind noch Mittel genug zum Tauschhandel mit Fremden, und zur Unterstützung seines Luxus; ja, es könnte ihn noch durch seine Moden unterhalten.

Diese Nation, welche seit langen Jahren her, für das übrige Europa ein Gegenstand der Bewunderung gewesen ist, wird jezt allgemein nachgeahmt. Sollte also auch der Luxus der Franzosen, in Vergleichung mit ihren Landesprodukten und ihren Manufakturen von der ersten und zweyten Classe, zu ausschweifend seyn; so würde doch der Luxus selbst seinen übeln Folgen vorbeugen, eine Menge von

Mode=

Modearbeitern unterhalten, und wenigstens einen herbeyeilenden Untergang verzögern.

Aus diesen Bemerkungen, deren Richtigkeit wohl einem jeden einleuchten muß, folgt nothwendig, daß der Luxus dem Wohlstande einer Nation nachtheilig oder vortheilhaft seyn könne, je nachdem er mehr einheimische Produkte auf ihrem eigenen Boden und von ihrer eignen Bearbeitung, oder mehr Produkte und Arbeiten des Ausländers verbraucht; und daß er mehr oder weniger Gegenstände habe, je nachdem die Nation mehr oder weniger reich ist. Es verhält sich mit dem Luxus in dieser Absicht bey den Nationen, wie bey den Privatpersonen. Die Mannichfaltigkeit des Genusses muß mit den Mitteln sich denselben zu verschaffen, bey beyden in einem richtigen Verhältnisse stehen.

Die Begierde der Reichen, das Ihrige zu genießen, und die Begierde derer, die nur mit dem Nothwendigen versehen sind, sich zu bereichern, müssen die Künste und alle Arten von Gewerbe ermuntern. Dies ist die erste Frucht von dem Triebe der Leidenschaften, die uns zum Luxus hinreißen, die erste Frucht des Lu-

xus selbst. Die Erfindung und Verfeinerung der Künste, die Vermehrung der Betriebsamkeit giebt dem Volke neue Mittel zu seinem Unterhalt, und befördert also die Bevölkerung. Ohne Luxus würde weniger Umsatz der Waaren, und weniger Handlung statt finden, wo aber wenig Handlung ist, da kann die Bevölkerung nicht groß seyn.

Ein Staat der nur aus Ackerleuten besteht, hat nothwendig weniger Einwohner als ein anderer, der außer Ackerleuten auch noch Matrosen, Fabrikanten u. s. w. hat.

Sicilien, wo nur wenig Luxus herrscht, ist eins der fruchtbarsten Länder von der Welt, es hat eine gemäßigte Regierung, und doch ist es weder reich, noch sehr bevölkert.

Diese Beyspiele, und die Vergleichung des Luxus bey verschiedenen Nationen, nach ihrer Consumtion und ihrem Debit einheimischer und fremder Produkte haben uns nun hinlänglich gezeigt,

„daß die Leidenschaften, welche uns zum
„Luxus reitzen, ja der Luxus selbst die
„Bevölkerung und den Reichthum eines
„Staa-

„Staates eher befördern helfen, als daß
„sie den Sitten und der Handlung eines
„Volks unter einer weisen Regierung
„schädlich seyn sollten.

Wenn es Staaten gäbe, deren Verfassung sich auf eine vollkommene Gleichförmigkeit der Sitten, der Lebensart und des Vermögens unter den Bürgern gründete, welches bey der Verfassung von Sparta, Creta, und einigen sogenannten wilden Völkern der Fall gewesen ist; so ist es ausgemacht, daß in solchen Staaten die Begierde, sich zu bereichern, nicht erlaubt seyn könnte. Wollte da jemand seine Glücksumstände zu verbessern suchen, so hätte er zugleich alle Liebe zu den Gesetzen seines Vaterlandes, und alle Rechtschaffenheit verlohren. Allein in unsern neuen Staaten, wo Verfassung und Gesetze dem Bürger zu Erwerbung eines Eigenthums ermuntern und dabey schützen; in unsern großen Staaten, die zur Behauptung ihrer Größe und ihrer Macht Reichthümer nöthig haben, in diesen ist wohl ein jeder, der sich zu bereichern sucht, ein nützlicher Bürger, und ein jeder, der seines erwor-

benen Reichthums genießen will, ein vernünftig handelnder Mann.

Wie läßt es sich also denken, daß die Bürger solcher Staaten durch ihr Bestreben nach Reichthum, und durch Bemühn desselben recht zu genießen, dem Staate und den Sitten verderblich werden sollten?

Diese Schwierigkeit zu heben, muß man die vornehmsten Gegenstände bey der Regierung eines Staats überdenken.

Die Regierung muß jeden Bürger bey seinem Eigenthume schützen; da sie aber die Erhaltung des Ganzen und den Nutzen des größern Theils zu ihrem Hauptzwecke machen soll; so muß sie auch dadurch, daß sie in den Bürgern die Liebe zu ihrem Eigenthume, und das Verlangen, es zu vermehren und zu genießen erhält, zugleich die Liebe zum gemeinen Besten und den Geist des Patriotismus unter ihnen erhalten und ermuntern. Sie muß ein scharfes Augenmerk darauf richten, wie sich ihre Bürger zu bereichern trachten, oder wie sie das Erworbene zu genießen denken.

Die Mittel zur Bereicherung jedes Einzelnen müssen zur Bereicherung des Staats beytra-

tragen, das Wohl des einen Standes muß nie dem Wohl eines andern aufgeopfert werden; kurz, der Luxus und die Leidenschaften, welche zum Luxus reizen, müssen bey dem Bürger erhalten werden; viele andere, Ehrgeiz, Liebe zum Ruhm, das Gefühl seiner wahren Würde, müssen sich zu jenen gesellen. Alle diese Leidenschaften aber, müssen der Liebe zum gemeinen Besten untergeordnet werden; ohne diese würden sie sich theils Ungerechtigkeiten erlauben, theils alles verwüsten was ihnen entgegen stünde.

Alle diese Leidenschaften müssen sich unter einander durch immerwährendes Kämpfen und ununterbrochenen Widerstreit das Gleichgewicht halten. Unterdrückte sie der Luxus, so würde er unerlaubt und verderblich; seine Beziehung auf das gemeine Beste würde aufgehoben. Er bleibt aber der Liebe zu diesem allgemeinen Besten so lange untergeordnet, als die Regierung ihn nicht selbst davon unabhängig macht, und so lange sie nicht selbst bey einer Nation, wo Reichthümer, Gewerbe und Luxus zu gleicher Zeit sind, die Liebe zum gemeinen Besten erstickt.

Ueber=

Ueberall endlich, wo man den Luxus in ein Laster ausarten siehet, wo man die Begierden nach Reichthum, und den Gebrauch davon mit der Moralität und der Wohlfahrt der Nation im Streite siehet, da kann man immer sicher annehmen, daß die Liebe zum gemeinen Besten, diese Seele von allen Triebfedern des Staats, durch Schuld der Regierung erkaltet ist, und daß der Luxus, so wie er unter einer guten Regierung nützlich werden kann, nur durch Unwissenheit oder Bosheit der Regenten schädlich geworden sey.

Meine Beweise von der Unschädlichkeit des Luxus in unsern Zeiten stehen auf so sichern Gründen, und werden durch tägliche Erfahrung so sehr bestätigt, daß ich wohl nicht befürchten darf, sie von unsern milzsüchtigen Moralisten übern Haufen geworfen zu sehn. Ich komme daher zur dritten Frage

„Wie verhält sich der Luxus bey denen „Nationen, wo die Ordnung und Hand-„lung noch ungestört ist, und wie bey „denen, wo beyde unterzugehen gleiche „Gefahr laufen?

Man gehe die Geschichte durch; man sieht gleich Anfangs den Ackerbau in Italien unter seinen ersten Kaysern vernachläßiget, hingegen alle Theile dieses Mittelpunkts von dem unermeßlichen Umfange des römischen Reichs mit Gärten, Landhäusern, angelegten Waldungen, und Heerstraßen erfüllt.

Vor dem Untergange des republikanischen Geistes in Rom würde wohl keiner von den Vornehmsten des Landes und von den Senatoren dem Landmann sein Erbgut abgekauft, und einträgliche Meyereyen in Lustschlösser verwandelt haben; von der Liebe zum Vaterlande entbrannt, waren sie viel zu sehr bemühet, seine Macht und Bevölkerung zu vermehren, und doch hätte Italien seinen Ackerbau, selbst noch unter den Kaysern, lange im Flor erhalten können, wenn die Landgüter nicht unter die Soldaten des Sylla, Cäsar und Augustus wären vertheilt worden.

Wie verhielten sich die Regenten solcher Reiche, wo der größte Luxus herrschte, und das Feld zur Wüsteney ward? ihr Verhalten allein war die Ursache von dieser Verödung,

die

die man dem Luxus beymißt, und nur sie veranlaßten den Misbrauch des Luxus.

Wenn man unter diesen Regierungen die Landleute mit Abgaben und Frohndiensten überladen sieht, wenn der Misbrauch einer an sich rechtmäßigen Gewalt sie in Unruhe gesetzt und erniedrigt hat, wenn die Handlung und der Verkauf der Waaren, durch ertheilte Privilegien und Monopolien ins Stecken gerieth, wenn man alle diese und mehrere ähnliche Fehler begangen hat; so hat ein Theil der Landleute das Land verlassen müssen, um sich in den Städten Unterhalt zu suchen: diese Unglücklichen fanden dort den Luxus, und konnten ihr Leben nicht anders hinbringen, als wenn sie sich zu Dienern desselben angaben und dazu aufgenommen wurden. Indem der Luxus den Landleuten in den Städten zu thun gab, hielt er die Bevölkerung des Staats nicht nur auf, sondern hinderte sie größtentheils. Schon unter dem armen Landvolke sind die Heyrathen selten, noch seltner aber unter den Leuten, die vom Lande in die Stadt flüchten.

Sie kommen dahin, um für den Luxus arbeiten zu lernen, und sie brauchen sehr viel Zeit dazu, ehe sie sich Rechnung machen können, so viel zu verdienen, als zum Unterhalt einer Familie gehört. Sie lassen darüber die Jahre verstreichen, worin die Natur beyde Geschlechter am heftigsten zu einer Verbindung reizet, und überdem macht ihnen die freye Lebensart zu der sie sich gewöhnen, eine rechtmäßige Verbindung verhaßt. Diejenigen, welche sich in Herrendienste begeben, haben einen sehr unsichern Stand; sie haben weder die Zeit noch den Willen zu heyrathen; und macht ja einer oder der andere sein Glück; so hat er es dem guten Willen oder dem Luxus und der Verschwendung eines sehr reichen Herrn zu danken.

Der Druck des Landmannes macht schon allein begreiflich, woher jene außerordentliche Ungleichheit des Vermögens entstehen könne, deren Ursprung man dem Luxus zuschreibt, ob dieser gleich, blos für sich, die Glücksgüter in eine Art von Gleichgewicht bringen kann.

In einem Staate, wo die Regierung große Fehler begeht, braucht nicht erst der Luxus die Liebe zum Vaterlande zu ersticken, man

macht

macht es ja mit Gewalt dem unglücklichen Bürger verhaßt.

Jeder wendet alsdann, ohne Rücksicht auf das gemeine Beste, sein Vermögen blos zu seinem eigenen Nutzen an, und so entstehen alle Misbräuche des Reichthums und des Luxus.

In einigen Staaten braucht die Regierung andere Mittel, die Ungleichheit des Vermögens zu vergrößern.

„sie giebt Entrepreneurs von Fabriken,
„Colonisten und Handlungskompagnien,
„ausschließende Privilegien, und erneuert
„sie ihnen von Zeit zu Zeit.

Noch in andern Staaten hat man außer diesen Fehlern auch noch den nicht minder wichtigen begangen, daß man die Finanzbedienungen, wo die Ehre schon Belohnung war, noch außerdem überflüßig einträglich gemacht hat.

Durch alle dergleichen Anstalten hat man sehr vielen den Weg gebahnt, sich schnell und auf eine dem Staate nachtheilige Art zu bereichern. Wenn auch diese so begünstigten Leute vor ihrer Bereicherung nicht in der Hauptstadt wohnen; so eilen sie doch hernach bald in diesen

sen Mittelpunkt des Ansehens und der Ergötzlichkeiten, es bleibt ihnen bald nichts als Ansehen und Genuß zu wünschen übrig, und in der Hauptstadt suchen sie dann beydes.

Was für Folgen ein solcher Zusammenfluß von begüterten Leuten an einem Orte hervorbringen müsse, das ist eine Untersuchung, die eigentlich nicht von mir gefordert werden kann. Da es hier aber darauf ankommt,

„die Unschädlichkeit eines vernünftigen,
„und die traurigen Folgen eines ordnungslosen Luxus aus allen Quellen zu
„beweisen, die ich finde; so werde ich
„auch hieraus einen Beweis davon
„führen.

Menschen, die bey einander leben, stellen beständig eine Vergleichung unter sich an; sie bemühen sich unaufhörlich, erst sich selbst, und dann auch andern ihre Vorzüge sinnlich zu machen. Dieser Wettstreit wird unter Leuten von einerley Stande noch heftiger, und nur in einem Staate, wo, wie in Sparta, die Reichthümer ein Verbrechen sind, wird man sich den Reichthum nicht als ein Verdienst anrechnen. Sobald aber die Unterthanen den Reich-

thum als ein Verdienst ansehen, so werden sie auch ihr äußerstes thun, reich zu scheinen: in allen Ständen also, wird nach eines jeden Vermögen ein außerordentlicher Aufwand zur Mode werden. Jeder Stand wird sich für elend halten, wenn er nicht in einer Art von verhältnißmäßigem Ueberflusse leben kann.

Die Beeiferung reich zu scheinen, und die Achtung für den Reichthum entsteht beynahe in ganz Europa außerdem noch aus gewissen andern Ursachen, welche mit den so natürlichen, die ich bereits angezeigt habe, in keiner Verbindung stehn.

In jenen Zeiten der Barbarey, als man noch nichts von Handlung wußte, und grobe Waaren dem Fabrikanten nur wenig einbrachten, bestand aller Reichthum in Besitzungen von Grund und Boden. Die reichen Leute, waren die Eigenthümer von vielen Ländereyen, und gemeiniglich waren sie Lehnsherrn. Dieses Lehnsrecht auf gewisse Güter erhielt den Reichthum bey dem Adel.

Nachdem die erweiterte Handlung, die zunehmende Betriebsamkeit und der steigende Luxus, eine neue Art von Reichthum erzeugten,

der

der das Erbtheil der Bürgerlichen ward; so fing der Pöbel an, den Glanz des Reichthums an seines Gleichen zu verehren, welcher ihm sonst nur Ehrfurcht gegen seine Oberherrn einflößte. Die Bürgerlichen glaubten eben so viel als die großen Herren zu seyn, wenn sie es ihnen in der Pracht gleich thun konnten. Die großen Herren glaubten, ihr mächtiges Ansehen, vor dem sich bisher das Volk gebückt hatte, stehe nun in Gefahr, und um es zu behaupten, vergrößerten sie ihren Aufwand.

Und so ward allen Staaten der Luxus beschwerlich, und brachte die guten Sitten in Gefahr. Bey solchen Umständen mußte die Begierde nach Reichthum in eine zügellose Habsucht ausarten; sie ward wirklich in einigen Ländern die herrschende oder vielmehr die einzige allgemeine Leidenschaft, und sie erstickte edlere Regungen, von denen sie zwar nicht ertödtet, aber doch im Zaum gehalten werden sollte.

Wo diese äußerste Habsucht alle Herzen beseelt, da erstirbt aller Trieb zur Tugend. Sie erstickt alle Neigungen der Menschenliebe, und

schränkt die Seele auf den niedrigen Hang ein, alles nur für sich allein zu begehren.

Die Regierung, die sonst mit kleinen Ehrenzeichen belohnte, kann es jezt nur mit großen Summen. Die ehedem schon große Menge von Auflagen muß von Zeit zu Zeit vermehrt, und vornehmlich müssen die liegenden Gründe und das nöthige Gewerbe damit beschwert werden, weil die reichsten es am ersten wagen dürfen, sich frey von Abgaben zu machen.

Eine nothwendige Folge von dem Ansehn der Reichen in einem Staate, wo der Reichthum sehr ungleich vertheilt ist, eine unausbleibliche Folge von dem Pomp, in dem sie ihren Reichthum zeigen, eine Folge von der Nothwendigkeit, in die man oft kommt, ihre Hülfe zu suchen, von den Vorrechten die sie sich anmaßen, von dem Vergnügen, das ihr Umgang bringt, ist jene Vermischung aller Rangordnungen, deren bereits gedacht worden ist.

Die Verschiedenheit der Sprache und des Wohlstandes bey verschiedenen Ständen, und überhaupt aller äußere Unterschied zwischen ihnen wird dadurch aufgehoben, obgleich dieser Unterschied mehr als man denken sollte, dazu

bey,

beyträgt, den Geist jedes Standes zu erhalten. Sobald man die äußerlichen Zeichen des Standes nicht mehr achtet, so verletzt man die allgemein eingeführte Ordnung. So gewiß es ist, daß dem Rechtschaffenen die Pflichten seines Amtes immer am Herzen liegen können, wenn er gleich nicht mit pedantischer Genauigkeit in seinem ganzen Aeußern durch jeden Ton seiner Sprache, und durch jede seiner Minen seinen bürgerlichen Charakter ankündigt; so kann doch diese Vernachläßigung des Aeußern leicht schädlich werden.

Der Pöbel läßt sich nun einmal nicht durch Schlüsse und Vernunftgründe regieren, man muß seine Sinne blenden, und ihm durch unterscheidende Merkmale, den Fürsten, die Großen, die obrigkeitlichen Personen und die Prediger ankündigen. Ihr Aeußeres muß Macht, Güte, Würde oder Heiligkeit zeigen, wenn es tiefen Eindruck auf ihn machen soll. Er muß gleich sehen können, ob jemand aus einer gewissen Klasse von Menschen, ob er ein im Amte stehender Bürger, oder ob er ein Privatmann sey.

Ein jeder, der auf das Volk wirken will, muß also von seinem Vermögen einen behutsamen Gebrauch machen, und wenn eine obrigkeitliche Person in der reichen Equipage eines vornehmen Stutzers fährt, wenn sich der Krieger der Weichlichkeit mit ihrem ganzen Gefolge und dem gezierten Putze unterwirft, wenn der Prediger den Schein von Verschwendung, und der gemeine Bürger den Aufzug des großen Herrn annimmt; so werden sie durch eine solche Anwendung ihres Reichthums bey dem Volke nothwendig den Eindruck schwächen, den die Gegenwart von Personen auf dasselbe machen sollte, die zu seinen Führern oder zu seinen Vertheidigern bestimmt sind.

Geht einmal das Wohlanständige von jedem Stande verloren; so verschwindet auch jede Spur der allgemeinen Ordnung; alsdann ruft man vergebens die Reichen zu ihrer Pflicht zurück, alles muntert sie zum Genusse ihrer Reichthümer auf, und wer sieht nicht, daß diese Art des Luxus unnennbare traurige Folgen mit sich führt?

Noch mehr, es ist moralisch nothwendig, daß der Genuß eines ohne Mühe und vielleicht

durch

durch Ungerechtigkeiten erworbenen Reichthums, der guten Ordnung und den Sitten zuwider laufe. Leute, seit gestern erst reich, überlassen sich gleich dem Genusse ihres geschwinden Glücks, sie gewöhnen sich nur zu bald an die Unthätigkeit, und eitle Verschwendungen werden ihnen bald zum Bedürfniß. Sie sind dem größten Theile ihrer Mitbürger verhaßt, denn sie wurden ihnen unrechtmäßiger Weise vorgezogen und waren dem Glücke anderer hinderlich; sie dürfen gar nicht einmal daran denken, von ihnen Hochachtung und Wohlwollen zu erlangen.

Die Monopolisten sind am meisten diesem Hasse ausgesetzt, und diese reizen ihn auch gemeiniglich am meisten.

Hat man erst die Tugend, und den guten Namen eines Rechtschaffenen, der Begierde nach Reichthum aufgeopfert; so denkt man gewiß nicht daran, sich seiner Reichthümer würdig zu bedienen; man sucht die Abkunft seiner Familie und den geringen Anfang seines Glücks hinter der Pracht und dem Gepränge des Luxus zu verbergen: man bemüht sich, das Andenken dessen, was man gethan hat, und was

man gewesen ist, in Vergnügungen zu ersticken.

Man setze einen Staat, wo der Monarch die Großen zu sehr an die Hauptstadt bindet: man gebe ihnen Bedienungen, Befehlshaberstellen und dergl. m. bey denen sie ohne Beschäftigung bleiben: man lasse sie ihre Aemter ohne Verdienst erlangen: man errege in ihnen nicht eine edle Nacheiferung in Arbeit und Tugend: man lasse sie endlich vergessen, was sie ihrem Vaterlande schuldig sind, und bald werden sie, mit ihren Reichthümern, und mit ihrem Range zufrieden, beyde in Unthätigkeit misbrauchen.

Laßt uns jezt sehen, welchen Charakter der Luxus von diesen Misbräuchen, von diesen Fehlern, von dieser Lage der Umstände unter den Nationen annehmen muß, und wie die Charaktere der verschiedenen Volksklassen alsdann beschaffen seyn müssen.

Die Klasse des Mittelstandes zwischen dem Volke und zwischen den Großen, die aus den ersten Arbeitern für den Luxus besteht, aus denen, welche die Finanzen und die Handlung besorgen, und fast aus allen den Personen, wel-

welche den zweyten Platz in der menschlichen Gesellschaft einnehmen, — diese Klasse arbeitet unaufhörlich, um von einem mittelmäßigen Glücke zu einem größern zu steigen. Oft müssen List und Betrügereyen hierzu die Mittel seyn, wenn das Gefühl für Rechtschaffenheit den zügellosen Hang nach Reichthum und die Begierde nach dem, was man Vergnügungen nennt, nicht mehr zurück halten kann.

Wenn gute Ordnung und Beyspiele nicht mehr Achtung und Liebe für die Rechtschaffenheit einflößen; so vereinigt der zweyte Rang im Staate mehrentheils die Laster des erstern Ranges mit den Lastern des letztern.

Die Großen sind reich ohne Bedienungen, sie glänzen ohne Geschäfte, ihre einzige Triebfeder ist also die Furcht vor Langerweile, die, weil sie uns zwar das Bedürfniß, beschäftigt zu seyn, aber noch keinen Geschmack giebt, nur die Seele von Gegenständen zu Gegenständen reißt, die zwar belustigen, aber immer noch eine gewisse Leere in uns zurücklassen: nicht Enthusiasmus für irgend etwas, wobey die ganze Kraft unsrer Seele in Thätigkeit kommt; sondern ein bloßer Heißhunger nach alle dem,

was nur einigen Zeitvertreib verspricht, beherrscht uns in solch einem Zustande.

In diesem Strome von Moden, von Phantasien und von Zeitvertreibe, die alle ohne Dauer sind, und wo ein Gaukelspiel das andere zerstört, verliert die Seele, zum Genusse wie zur Arbeit unfähig, sogar das Vermögen, das Große und Schöne zu empfinden, und noch weit weniger kann sie selbst es hervorbringen. Alsdann ist nicht mehr die Frage davon, ob man die Medea eines Ovids, den Thiest eines Varus und die Stücken eines Terenz besuchen soll? lieber läuft man in die Possenspiele eines Laberius.

Man verliert endlich die Fähigkeit zur Arbeit und die Fähigkeit zum Genuß. Staats- und Kriegswissenschaften gerathen nach und nach in Verfall, so wie die Philosophie, die Beredsamkeit und alle bildende Künste. Das Schöne haben jene leichtsinnige Herren, die sich ganz dem Genusse der Freuden überlassen, erschöpft, nun suchen sie das außerordentliche.

Dies ist der Zeitpunkt, wo sich das Unbestimmte, das Gesuchte, und das Kindische in den Begrif von Vollkommenheit einmischt.

Das Große und Männliche ist für kleine Seelen zu stark, es schlägt sie nieder, das Kleine, das Läppische, das gezwungene Lächerliche und alles Gezierte erhält ihren Beyfall. Dann verdienen nur diejenigen Talente Aufmunterung, welche dem Laster, dem verderbten Geschmacke schmeicheln, und sie pflanzen diese allgemeine Unordnung fort, die den Luxus nicht herbey gelockt, aber ihn eben so wie die Sitten, verderbt hat.

Der ordnungslose Luxus zerstört sich selbst, er erschöpfet seine Quellen, und verstopft seine Kanäle. Müssige Menschen, die unaufhörlich von dem einen Gegenstande des Luxus zum andern übergehen wollen, suchen die Gaben der Natur und die Werke der Kunst aus allen Welttheilen zusammen. Die Arbeiten ihrer Nation sind bey ihnen außer der Mode, und dadurch sinkt ihren Künstlern der Muth. Egypten, die Küsten von Afrika, Griechenland, Syrien und Spanien arbeiteten für den römischen Luxus unter den ersten Kaysern, und dennoch begnügten sie sich nicht damit.

Der Hang zum übermäßigen Aufwande, wenn er einmal unter allen Klassen der Bür-

ger herrscht, nöthigt auch die Arbeiter, einen übermäßigen Preis auf ihre Arbeiten zu setzen: Selbst ohne Rücksicht auf den allgemeinen Hang zur Verschwendung, müssen sie doch ihren Lohn erhöhen, denn sie leben in großen und reichen Städten, wo die Lebensmittel nie wohlfeil sind.

Aus dieser Uebersicht der Charaktere bey denen Nationen, wo die Regierung gewissen Misbräuchen unterworfen ist, erhellet wohl deutlich genug,

„daß die Gebrechen dieser Völker nicht
„sowohl dem Luxus, als seinen Misbräu-
„chen zuzuschreiben sind.

Der Nationalgeist eines Volks, bey dem man alles antrift, was zu dem größten Grade von Luxus gehört, wo aber zugleich eine weise Regierung gute Ordnung zu erhalten weiß, wo diese mächtig und gleich aufmerksam auf die wahren Reichthümer des Staats und auf die Sitten ist, zeigt gerade das Gegenbild von jenem verdorbenen Nationalcharakter.

Diese Reichthümer und Sitten sind die Früchte von den guten Umständen des großen Haufens, besonders aber von der äußersten Sorgfalt der Regierung, die blos auf das allgemeine Beste, ohne Rücksicht auf eine einzelne Klasse von Bürgern oder auf einen einzelnen Privatmann; alle ihre Unternehmungen richtet, und durch nichts als durch ihre väterlichen Absichten in den Augen des Publikums zu glänzen sucht.

Dieser große Haufe besteht, oder soll vielmehr aus Land- und Ackerleuten bestehen. Sollen diese in guten Umständen seyn; so müssen sie arbeiten, aber sie müssen auch hoffen können, daß sie durch ihre Arbeit einen bessern Zustand erringen können, und darnach müssen sie freylich ein Verlangen tragen. Wenn man ihnen gut begegnet; so vermehrt sich ihre Zahl unvermerkt, und der außerordentliche Abstand, so wie die sklavische Abhängigkeit des Armen von dem Reichen verliert sich. Dies erhebt das Volk zu edleren Gesinnungen, giebt ihm Muth, Stärke der Seele, einen dauerhaften Körper, Liebe zum

Vater-

Vaterlande, Ehrfurcht und Neigung für den Fürsten und für die Obrigkeit; es flößt ihm zugleich Liebe zur Ordnung und zu den Gesetzen ein, denen es seinen Wohlstand und seine Ruhe zuzuschreiben hat. Das Volk zittert dann nicht sklavisch vor seinem Herrn, aber es fürchtet sich vor seinem eignen Gewissen, es befürchtet mit dem Verlust seiner Gesetze zugleich den Verlust seiner Güter, seiner Ehre und seiner Ruhe. Dies Volk rechnet nunmehr seine Arbeiten den Reichen höher an, und man sieht nicht mehr den Sohn des ehrwürdigen Ackermannes die edle Handthierung seiner Voreltern verlassen, um sich durch die Liverey und durch die Verachtung des Reichen zu verunehren.

Wenn man niemanden jene ausschließenden Privilegien zugesteht, deren vorher gedacht ist, wenn das Finanzsystem nicht blos Reichthümer zu häufen sucht, wenn die Regierung nicht die Unordnungen der Großen begünstiget; so werden alsdann weniger reiche Leute in der Hauptstadt ihren Sitz aufschlagen, und diejenigen welche hier

ihre

ihre Wohnung auf immer nehmen, werden nicht müßig gehn.

Wenige werden ein großes, keiner wird ein geschwindes Glück machen. Die Mittel sich zu bereichern sind unter eine große Menge Bürger vertheilt, also auch natürlicher Weise die Reichthümer; die äußerste Armuth und der größte Reichthum werden gleich selten seyn.

Leute, die langsam und stufenweise zu einem großen Vermögen kommen, behalten die Liebe zur Arbeit bey, an welche sie seit so langer Zeit gewöhnt sind. Ein kleines Vergnügen ist ihnen Erholung genug; denn die Arbeit selbst ist ihnen ein Vergnügen, immerwährende emsige Beschäftigungen und die genaue Eintheilung, die sie seit langer Zeit, mit einem mäßigen Vermögen machten, haben ihnen Liebe zur Ordnung und zur Mäßigkeit in Ergötzlichkeiten eingeprägt. Leute, die durch rechtmäßige Wege zu ansehnlichem Vermögen gekommen sind, behalten eine Achtung gegen sich selbst bey, die sie nie in irgend eine Ausschweifung fallen läßt.

Ein Mann, der durch den Erwerb seiner Güter seinen Mitbürgern gedienet hat, indem er entweder die Einkünfte des Staats vermehrte, oder eine Art von nützlichem Gewerbe in Aufnahme brachte, ein solcher Mann weis, daß seine Güter ihn mehr verehrungs= als beneidungswerth machen, und weil er auf die Gewogenheit und Hochachtung seiner Mitbürger einen Werth setzt, so sucht er sich beydes zu erhalten. Bey den Einwohnern der Städte sowohl als auf dem Lande, werden gewisse ausgesuchte Bequemlichkeiten, und selbst ein gewisser Luxus des Wohlanständigen anzutreffen seyn, der immer noch nützlich ist, und nie in eine thörichte Nacheiferung ausartet.

In der zweyten Klasse von Bürgern herrscht der Geist der Ordnung, und jene Pünktlichkeit alles zu untersuchen: eine allen Geschäftsleuten natürliche Eigenschaft. Diese Klasse sucht dann selbst in ihrem Zeitvertreibe etwas reelles, sie ist stolz; denn sie ward nie durch böse Sitten erniedrigt, und sie ist eifersüchtig auf die Großen, welche sich vergebens bemühen würden, ihre Sitten zu verschlimmern.

Die=

Diejenigen, welche sich für einen Theil der Regierung bestimmen, werden sich fleißig und zur gehörigen Zeit drauf legen, und wenn man selbst mit den größten Diensten baare Belohnungen verknüpft, die höchsten Stellen niemals der bloßen hohen Geburt ohne Verdienste ertheilt; wenn allemal mit den Ehrenstellen vrrhältnißmäßige Geschäfte nothwendg verknüpft sind; so ersticken die Großen gewiß nicht die Empfindungen der Menschlichkeit und die Fähigkeiten ihre Einsichten zu erweitern, in einem eitlen und trägen Luxus. Der Ueberdruß quält sie weniger; folglich erschöpfen sie weder die Einbildungskraft ihrer Schmeichler noch ihre eigene, mit Erfindung kindischer Ergötzlichkeiten, und fantastischer Moden.

Sie prahlen mit keiner ausschweifenden Pracht, denn sie haben wesentliche Vorrechte und ein wahres Verdienst, die dem Publikum

Hochschätzung abdringen. Sie treiben also nicht den Luxus bis zur Ausschweifung.

Zum Beweise des Antheils, welchen die Regierung an Erhaltung der Ordnung und an dem Wohl des Staats nimmt, glauben sie sich mit demselben genau verbunden; sie flößen die Vaterlandsliebe und alle Empfindungen einer tugendhaften und strengen Ehre ein; sie halten fest über den Anstand in den Sitten; sie führen die Sprache ihres Standes, und diese ist ernsthaft und abgemessen.

Alsdann verhindern weder Elend noch Nothwendigkeit eines zu großen Aufwandes, die Heyrathen, und die Bevölkerung nimmt zu. Die Familien erhalten und vermehren sich, so wie der Luxus und die Reichthümer der Nation.

Die heitre Einbildungskraft eines glücklichen Volks giebt dem Luxus neue Flügel und versammelt alle nützlichen und alle schönen Künste. Allein, da der Geist der Gesellschaft und die Aufmerksamkeit auf Pflichten und Geschäfte, bey welchen kein Mensch sich beständig nach Vergnügen sehnt, dem Luxus seine Grenzen setzen; so ist er wie die Reichthümer und alle verschiedene Arten des Genusses vertheilt. Die am meisten entgegengesetzten Gegenstände sind nicht mehr bey einem Bürger vereinigt anzutreffen. Nunmehr verbreiten sich die verschiedenen Zweige des Luxus und seine verschiedenen Gegenstände nach der Verschiedenheit der Stände.

Die obrigkeitliche Person sieht bey ihrem Luxus auf die Würde ihres Standes, welchen Anstand und Mäßigung zieren. Der Finanzier und der Kaufmann haben ausgesuchte Bequemlichkeiten; alle Stände empfinden den

Werth der schönen Künste, und freuen sich derselben. Aber eben diese schönen Künste führen alsdann den Geist des Bürgers auf eine patriotische Denkungsart und auf wahre Tugenden zurück. Sie sind nicht für ihn bloße Gegenstände der Ergötzlichkeit und Verschwendung, sie dienen ihm zur Bildung seiues Geistes und seiner Empfindungen.

Dies war in Griechenland, ehe die Regierung sich verschlimmerte, das Geschäft der schönen Künste, dies ist es auch noch in Europa bey erleuchteten Völkern, die nicht von den Grundsätzen ihrer Verfassung abgegangen sind. Der patriotische Geist schränkt nicht auf den verächtlichen persönlichen Nutzen, nicht auf falschen und kindischen Genuß den Gebrauch des Reichthums ein, und der Luxus, welchen er billigt, streitet nicht mit den Pflichten des Vaters, des Gatten, des Freundes, des Menschen.

Der

Der ausschweifende Luxus besteht nicht eben in der Menge von Gegenständen und von Mitteln, die man zu seiner Befriedigung anwendet. In England ist der Luxus selten ausschweifend, ohnerachtet es dieser Nation an keiner einzigen Ergötzlichkeit fehlt. Er ist es in Frankreich nur seit den Unordnungen geworden, welche das Unglück des Krieges von 1700 in den Finanzen verursachte, wodurch einige Misbräuche entstanden. In dem unglücklichen Jahrhundert Ludwigs des vierzehnten, war mehr Luxus als 1710, und 1720 war dieser Luxus noch ausschweifender.

Der Luxus ist allemal alsdann ausschweifend, wenn die Privatpersonen ihrer Pracht, ihrer Bequemlichkeit, ihrer Phantasie, die bürgerlichen Pflichten und das Interesse der Nation aufopfern; und dazu werden die Privatpersonen durch nichts verführet, als durch Fehler und Mängel in der Einrichtung des

Staats oder in seiner Verwaltung. In dieser Absicht ist es gleich, ob die Nationen reich oder arm, erleuchtet oder unwissend sind: unterhält man bey ihnen nicht die Vaterlandsliebe und den Eifer für das allgemeine Beste; so verschlimmern sich die Sitten, und der Luxus nimmt den Charakter der Sitten an. Ohnmacht, Faulheit, Schläfrigkeit und Muthlosigkeit werden dann die einzigen Eigenschaften eines so verdorbenen Volks seyn.

Unter den schwachen und mit Misbräuchen angehäuften Regierungen Philipps des dritten, und vierten und Karls des zweyten, waren die Spanier unwissend und arm, ohne männliche Sitten, so wie ohne Gewerbe. Blos so viel Tugenden als man sich von einer ausgearteten Religion versprechen kann, hatten sie beybehalten, und sogar unter ihren Kriegesheeren herrschte ein geschmackloser Luxus zugleich mit dem äußersten Elende.

In denen Ländern, worin grober, kunstloser und ungebildeter Luxus herrscht, sind die harten und ungerechten Begegnungen des Stärkern gegen den Schwächern grausamer als anderswo.

Man weiß noch, wie weit die Grausamkeiten der Lehnsverfassung gegangen sind, und welcher ungeheure Luxus damals unter den Lehnsherren eingerissen war. An den Ufern des Oronoko sind die Mütter höchst erfreut, wenn sie ihre jungen Töchter ersäufen können, denn nur dadurch werden sie den Arbeiten entrissen, zu welchen sie die rohe Faulheit und der rauhe Luxus ihrer Väter verdammen würde.

Ein unansehnlicher arabischer Emir, ein indischer Nabob, und ihre vornehmsten Bedienten quälen das Volk, um zahlreiche Serails unterhalten zu können: ein kleiner deut-

scher Fürst verheeret die Felder mit einer Menge von Wild, das er in seinem Lande für das barbarische Vergnügen einer Parforce-jagd hegt: eine Frau unter den Wilden verkauft ihre Kinder, um sich etwas Putz und etwas Brantwein dafür zu kaufen. Unter den gesitteten Völkern führt die Mutter einen großen Staat, wie man es nennt, und hinterläßt ihren Kindern kein Erbgut.

In Europa vergißt ein junger Herr die Pflichten seines Standes, und überläßt sich mit verfeinertem Geschmack unsern Künsten. In Afrika bringt ein Nigritischer Prinz seine Zeit mit Zuckersaugen und Tanzen hin.

So erscheint der Luxus in den Ländern die durch das Recht des Stärkern beherrscht werden. Ohne von Einsichten oder Sitten geregelt zu werden, nimmt er den Charakter

jeder

jeder Nation an, ist bald wie sie, weichlich, bald wieder grausam und barbarisch.

Weil der Hang nach Reichthümern und nach dem Genusse derselben in der menschlichen Natur nothwendig erwacht, sobald man in Gesellschaft lebt; weil diese Begierden alle großen Geselischaften erhalten, bereichern, beleben, weil der Luxus viel Gutes, und durch sich selbst niemals das geringste Uebel verursacht: so darf weder der Regent noch der Philosoph den Luxus in seinem eigenen Gebiete angreifen. Der Regent wird den Misbrauch den man damit treiben kann, verbessern, und den Grad von Ausschweifung zurück halten, zu welchem er steigen kann; wenn er in der Verwaltung oder Einrichtung des Staats die Fehler oder Mängel verbessert, die jenen Misbrauch oder jene Ausschweifung veranlassen.

In einem Lande, wo sich nun einmahl die Reichthümer in der Hauptstadt zusammen gehäuft hätten, wo sie blos unter eine kleine Anzahl von Bürgern vertheilt wären, bey denen ohne Zweifel der größte Luxus herrschte; da wäre es sehr unüberlegt, wenn man auf einmahl die Reichen in die Nothwendigkeit setzen wollte, ihren Luxus zu vermindern, dadurch würde man die Kanäle verstopfen, durch welche die Reichthümer von dem Begüterten zum Armen fließen: man würde bald die große Menge Bürger die vom Luxus leben, in Verzweiflung stürzen, oder wenn die Bürger Handwerker, und also weniger als der Ackersmann an ihr Vaterland gebunden wären; so würden sie haufenweise zu den Ausländern übergehn.

Man wird also nun wohl nicht mehr leugnen können, daß die politischen Maasregeln und eine veränderte Haushaltung in solch einem

nem Staate, als wir vorausgesetzt haben, auf die Sitten von guter Wirkung seyn müssen: sobald vermittelst besserer Maasregeln die Gewerke mehr eintragen, nimmt die Neigung, sie zu treiben, unter den Einwohnern zu; der Müssiggang wird für beschwerlich und der Fleiß für Tugend gehalten; es wird zur Ehre, ein Gewerbe zu treiben, Dienst, Aemter und Titel werden weniger gesucht, und die unerlaubten Wege sie zu erlangen seltner betreten, die Zerstörungen nehmen ab, wenn die Ursachen dazu verschwunden, oder verringert worden sind, Fleiß und Gewinnlust vertreiben die Faulheit, das liederliche Leben wird seltener, wenn das Volk mehr Gelegenheit hat, Familien zu errichten; die Gesetze erhalten mehr Achtung, wenn ihre Uebertretung weniger einbringt, weniger rühmlich und weniger allgemein ist; die Liebe zum Vaterlande und zu der Regierung schlägt in den Herzen der mehresten tiefe Wurzel, und keine als untaugliche oder schädliche

liche Mitglieder suchen fremden Aufenthalt. Mit einem Worte: Ehre und Tugend unterstützen die Handlungen des Volks, das Publikum nimmt zu; Fremde sind geneigt es zu vermehren: Handlung, Nahrung und Verkehr werden blühend; der auswärtige Handel vermehrt dieselben nach dem Verhältnisse des Absatzes; der Staat nimmt an Macht und Ansehn zu; er kann auch immer glücklich seyn, wenn man nur der ersten Hauptregel treu bleibt, und also verhindert, daß das cirkulirende Kapital nie verhältnißmäßig gegen die Volks- und Waarenmenge zu sehr anwachse, dagegen stets den Zuwachs der Geldsummen dazu anwendet, mehrere Hände mit nützlichen Gewerben zu beschäftigen.

Alle ausschließende Privilegien für Manufakturen und gewisse Arten des Handels dürfen nur aufhören, die Finanzbedienungen dürfen nur weniger einträglich seyn. Die Faulheit

heit muß mit Schande oder Entziehung der Bedienungen bestraft werden, und ohne den Luxus in sich selbst anzugreifen, selbst ohne die Reichen zu sehr einzuschränken, wird man sehn, wie sich die Reichthümer vertheilen und im Ganzen vermehren.

Der Luxus wird sich ebenfalls vertheilen, und vermehren, und alles wird in die gehörige Ordnung kommen. Bey einem so ausgebreiteten Handel, bey so einer allgemeinen Betriebsamkeit, bey so einer Menge vollkommen gemachter Künste, darf man ohnedem nicht mehr hoffen, Europa zu seiner alten Einfalt zurück zu bringen; dies hieße es zur Barbarey, zur Ohnmacht zurück führen.

Der Luxus also an und für sich, wenn ihn weder falsche politische Maasregeln misleiten, noch ihn mit den Sitten zugleich verderben, trägt zur Bevölkerung und zum Reichthum

des

des Staats bey, und vermehrt die Glückselig-
keit seiner Bürger; aber er fordert Wartung,
Ermunterung und Pflege, wenn er gedei-
hen soll.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gründler, Christian Gottlob,

Die Unschädlichkeit des Luxus unsers Zeitalters

Berlin 1789

Pol.civ. 55
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10766560-9
VD18 14466562-001